Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 91 (1997)

Heft: 11

Artikel: Alles dreht sich ums liebe Geld... : einen Monat lang ohne Geld leben? ; Vom Freikörper-Guru zum Ortspfarrer ; Bei der "Moralischen Aufrüstung" ; Angenommen, Jesus käme... ; Über Nächstenliebe

Autor: Winkler, Ralf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-144073

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ralf Winkler

Alles dreht sich ums liebe Geld...

Ralf Winkler, vielen bekannt als der eifrigste und (im besten Sinn des Wortes) radikalste Leserbriefschreiber in unseren Breitengraden, hat vor Jahren einmal versucht, einen Monat lang ohne Geld zu leben. Später hat er seine damaligen Erfahrungen im Umgang mit mehr oder weniger wohltätigen Christen- und andern Menschen aufgezeichnet. Entstanden ist eine Geschichte, die sich zum Nachdenken nicht weniger eignet als zum Schmunzeln. Der Autor ist gelernter Maschinenschlosser. Im Zweiten Weltkrieg musste er in einer Firma arbeiten, die Kriegsmaterial für Nazideutschland herstellte. Ralf Winkler, der Militärverweigerer, trug schwer an dieser Komplicenschaft. Nach dem Krieg arbeitete er in verschiedenen sozialen Berufen, soweit das einem Militärverweigerer überhaupt möglich war. Angesichts einer Ökonomie, die Ralf Winkler immer mehr als «Zwangswirtschaft» für die arbeitenden Menschen und als «Misswirtschaft» für die Umwelt empfand, gab er 1957 jede Erwerbstätigkeit auf, «um niemandem zu schaden». Er wurde Hausmann und Autor von Gedichten, Geschichten, Märchen und Fabeln. *Red.*

Einen Monat lang ohne Geld leben?

Alles dreht sich ums liebe Geld... Wirklich alles? Aus der Überlegung heraus, das Leben hätte doch sicherlich schon vor der ach so segensreichen Erfindung des Geldes bestanden, und nach einem Streitgespräch mit meiner *Frau Hedi* drehte es sich bei mir einen vollen Monat lang um das Problem, ohne Geld zu leben und doch *nicht zu verhungern*, in einer *psychiatrischen Anstalt* oder im *Gefängnis* zu landen. Das erste gelang mir. Das letzte fand in Zürich auch noch kurz statt.

Aber nun der Reihe nach über ein im Jahr 1956 getätigtes Experiment, einen Monat lang ohne Geld zu leben. «Wir», das heisst meine Frau, unsere zwei Kinder, einige weitere Menschen, die wir zwar erst noch zu finden hofften, und schliesslich noch ich wollten uns in einem verlassenen Tälchen in *Südfrankreich* ansiedeln. Das ergab sich so im Verlauf einer nicht vom Fleck gekommenen *Siedlungsarbeit in Westfalen*, die wir zusammen mit Bernhilde von Bodelschwingh, einer Enkelin Friedrich von Bodelschwinghs, des Gründers der Epileptikerstadt Bethel bei Bielefeld, versucht hatten.

Durch Zufall geriet mir in Deutschland eine Schweizer Zeitung mit einem Bericht über Frankreichs verlassene Dörfer unter die Augen und veranlasste mich, per Autostop und 100 DM Reisekapital dort auf die Suche nach einem geeigneten Objekt zu gehen. Das wir in einem verlassenen Tälchen in den Cevennen auch fanden. Es ging uns darum, so etwas wie ein *Experimentier- oder Musterdörfchen* zu errichten, um gemeinsam einen neuen, lebensnäheren, ein friedliches und gesundes Zusammenleben ermöglichenden Lebensstil auszutüfteln.

Zwischendurch arbeitete ich *als Mechaniker* in einer Kleinwerkstatt in Kriens, die aus Aluminium Grasrechen und Jalousieläden herstellte. Der Betriebsinhaber, ein vager Interessent für unser Siedlungsabenteuer in Frankreich, hatte es so gewünscht. Als ich nach 14 Tagen meinen ersten Zahltag hätte erhalten sollen, weigerte ich mich, den anzunehmen. Fand ich doch, für die Arbeit, die ich in diesem Betrieb verrichtete und die so gar nicht dem entsprach, was

ich – in einer Welt des Zusammenbruchs – als meine Arbeit ansah, hätte ich eher bestraft als belohnt werden sollen. So nahm meine Frau den Zahltag entgegen und quittierte auch dafür. 14 Tage später nochmals das gleiche Theater wegen meiner Weigerung, Geld anzunehmen, das ich eher als eine Art Prostitutionsentgelt betrachtete für eine Leistung, die ich so gar nicht mit ganzem Herzen und aus vollster Überzeugung zu erbringen vermochte.

Doch nun wurde es spannend. Zwar nahm Hedi das Geld wiederum entgegen. Doch im Anschluss daran gab es eine heftige Diskussion zwischen ihr und mir. Sie fragte mich, wie ich mir das eigentlich vorstelle in Frankreich. «Ohne zumindest etwas Geld ist doch Leben einfach nicht möglich.» So ihre Behauptung. Jedenfalls dämmerte es am selben Abend auch ihr nicht, wie sehr sich der moderne, seiner Menschlichkeit weitgehend verlustig gegangene Mensch von der Natur entfernt hat. In Hedis Kopf hatte sich die Vorstellung festgesetzt, wir müssten doch «jeden Monat zumindest hundert Franken haben», um damit *leben zu können*, um auch die *Kinder durchzubringen*. Während ich weiterhin der Ansicht war, so wesentlich sei doch die Geldfrage wiederum nicht, und Hedi plausibel zu machen versuchte, dass dann, wenn jemand überzeugt ist, dass ein Weg – sein Weg – der richtige ist, er ihn vertrauensvoll gehen soll, selbst wenn er nicht weiss, wie's nach der ersten oder zweiten Kurve aussieht. Irgendwie wird es schon weitergehen und vielleicht viel besser, als man zuvor befürchtet hat.

Doch für diese Zuversicht zeigte Hedi wenig Verständnis und sagte: «Beweis du mir doch nur einmal einen Monat lang, dass man ohne Geld leben kann!» Das sass in mir. Sie fand wohl: «Ohne Geld lässt sich absolut nicht leben. Also kann er mir das Gegenteil auch nicht beweisen.» Ich hingegen dachte: «So klar ist das nun auch wieder nicht und zumindest einen Versuch wert.» Also nahm ich mir vor, es wissen zu wollen, ob wirklich nicht ohne Geld zu leben und damit der geforderte *Beweis zu erbringen* sei.

Übrigens hatte ich während der Krienser Episode ein Buch über die *Moralische Aufrüstung* in Caux gelesen. Dann ein weiteres des in Locarno lebenden Tierschriftstellers *Richard Katz* mit dem Titel «Die drei Gesichter Luzifers», in dem Dinge vorweggenommen wurde, die später auch Robert Jungk in seinem Buch «Die Zukunft hat schon begonnen» ansprach. Und zuvor, noch in Deutschland, war mir als drittes ein Büchlein unter die Augen gekommen, das über «Implosion», eine angeblich *neue Energiequelle,* handelte, die ein Förster in Linz (Österreich) namens Viktor Schauberger entdeckt haben wollte und die weitaus ergiebiger als Atomenergie sei, aber vor allem deren Risiken nicht beinhalte.

Vom Freikörper-Guru zum Ortspfarrer

So entschloss ich mich, eine *Reise* anzutreten, ohne einen Rappen Geld in der Tasche, dabei nicht zu stehlen oder mich irgendwie fürs Essen und Schlafen zu verdingen, nach Möglichkeit das Aufsuchen von Verwandten und Bekannten zu meiden und dabei die drei Orte *Caux, Locarno* und *Linz* anzusteuern. Auch wollte ich die Reise benutzen, um mit unseren Siedlungsplänen irgendwie vorwärts zu kommen, sei es durch die Rekrutierung von Teilnehmern und Sympathisantinnen, sei es durch den Erhalt von Ratschlägen. Und eben zu sehen, wie weit ich komme, ob ich den Geist aufgeben muss und wann. Welcher Schwierigkeiten wegen auch immer.

Mit Rucksack und Schlafsack ausgerüstet, startete ich an einem Montag, es war der 23. Juli 1956, in Zürich zu meinem Experiment, einen Monat ohne Geld zu leben. Was meines Erachtens ebenso drinliegen musste wie das Umgekehrte: *mit Geld zu sterben*.

Gegen Mittag zog ich los, erwartungsvoll der Dinge harrend, die da kommen oder nicht kommen sollten. Per Autostop Richtung Brünig, der Westschweiz zu, die Passhöhe etwa 18.30 Uhr erreichend. Und schon tauchte das Problem auf, irgendwo übernachten zu müssen. Da erinnerte ich mich, dass *Paul Geheeb,* der Gründer der

Odenwaldschule und während der Nazizeit in die Schweiz emigriert, mit seiner Frau die Ecole d'Humanité in Goldern gegründet hatte. Also, um kein zu grosses Risiko einzugehen, zu Fuss dorthin, wusste ich doch, dass Hedi zu ledigen Zeiten für einige Wochen bei ihm gearbeitet hatte. Somit lief das ohne Schwierigkeiten ab, dort zu essen und zu übernachten, wurde ich doch, dank dieser Beziehung, wie ein guter Gast behandelt.

Am nächsten Tag weiter Richtung Westschweiz. Am Brienzersee, in Ringgenberg – ein Motorradfahrer hatte mich dort abgeladen – erinnerte ich mich, dass da ein Mann wohnen musste, den Hedi näher und ich ein bisschen kannte, und der mir vielleicht Personen wüsste, die sich an unserm Siedlungsplan beteiligen würden. Und vielleicht, dies ein Nebengedanke, könnte ich dort für eine Nacht unterkommen. Somit los zu *Werner Zimmermann,* dem Guru der Freikörperkultur und Lebensreformer, der hier, unterhalb der Landstrasse und oberhalb des Sees, ein Häuschen besass. Und wirklich, er war zu Hause, sonnte sich auf dem Balkon im Füdliblutt-Anzug und las gerade ein Büchlein zum Thema Sex. Vielleicht fremdete er deswegen und empfand mich als Störung. Jedenfalls fand unsere «Unterhaltung» nur über das Eingangsgitter hinweg statt. Nicht mal zu einem Glas Wasser reichte seine Gastfreundschaft, so dass ich dachte: «Na gut, dann geh ich halt weiter.» Nun grösstenteils zu Fuss nach Spiez. Schon gegen Abend nahm mich jemand mit einem Lieferwagen mit nach Zweisimmen. Wobei ich ihm von meinen Plänen, meinem Ohne-Geld-leben-Versuch erzählte und ihn fragte, wo ich denn wohl in Zweisimmen übernachten könnte? Er riet mir, mich an den Ortspfarrer zu wenden.

Ich fragte den Pfarrer, einen freundlichem Mann in mittlerem Alter, ob es in seiner Gemeinde Leute gäbe, die soviel *Nächstenliebe* aufbringen, dass es reichte, mir ein Nachtlager und eventuell ein Nachtessen anzubieten. Das wisse er «nicht so recht», lachte er. Er sei da seiner Schäfchen nicht so ganz sicher, deshalb wolle er das gleich selber übernehmen. Sagte es, trat ins Haus zurück und meldete seiner Frau, dass ein Gast vor der Tür stehe. Doch kurz darauf kehrte er zurück und entschuldigte sich – ich sah, dass es ihm peinlich war –, seine Frau sei in Erwartung, sie hätten zudem Besuch. Ich könne deshalb nicht bei ihnen schlafen. Aber er habe das Café X und den Herrn M. im Ferienlager Y angerufen, ich könne hier übernachten und würde dort das Nacht- und Morgenessen erhalten. Was dann auch geschah. Am nächsten Tag bedankte und verabschiedete ich mich beim freundlichen Pfarrer und reiste – es war ein ziemlich heisser Tag – über den Pillon ins Wallis und gegen Abend nach Caux, oberhalb Montreux.

Bei der «Moralischen Aufrüstung»

Dort betrat ich das *protzige, palastartige Gebäude* der Moralischen Aufrüstung, um bei den Leuten des Empfangs zu melden, ich hätte schon oft von ihrer Bewegung gehört und möchte diese nun persönlich kennenlernen. Aber man wies mich ab: Man könne doch nicht einfach so daherkommen, dazu noch ohne Krawatte und salonfähigen Anzug. Da brauche es schon eine Voranmeldung und Referenzen. Ich liess mich aber nicht so einfach abfertigen. Da ich von soweit her gekommen sei, ob es denn nicht doch möglich wäre, hier zu bleiben, wenn auch nur für eine Nacht? Nein, übernachten könne ich hier sowieso nicht. Und alle meine Fragen, wie eine solche Haltung mit absoluter *Liebe und Selbstlosigkeit* zu vereinbaren sei, fruchteten nichts.

Nachdem die Leute vom Empfang sich lange genug mit mir lästigem Eindringling herumgeschlagen hatten, kamen zwei andere Typen, Funktionäre oder was immer sie waren, und verhandelten mit mir weiter. Ich fragte sie einiges über «Caux». Sie würden doch, so meinte ich, ihre vier *«absoluten Prinzipien»* vertreten: Absolute Liebe, Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit. Doch ich fände, das habe mit absoluter Liebe nicht viel zu tun, was sie mit mir

praktizierten. Sie aber meinten, nur schon allein in diesem Gewand könnte ich unmöglich hier erscheinen. Ich stutzte erneut, denn ich war sauber und anständig gekleidet in meinen Wanderkleidern. Was sollte das schon mit absoluter Liebe zu tun haben, wenn einer im Frack daherkommen musste, um überhaupt mitmachen zu können? So stritten wir hin und her, bis sie schliesslich fanden, sie hätten noch anderes zu tun, jetzt solle ich endlich gehen.

Man nennt die Moralische Aufrüstung ja auch die «Heilsarmee der Reichen». Ein gewisser *Frank Buchmann* hatte sie gegründet und soll dem Vernehmen nach mit ihr erreicht haben, dass die ausgewählten Arbeiter, denen der Segen dieser Moralaufrüster zuteil wurde, viel besser für die Rüstung (ohne Moral) arbeiteten. Wie sich das mit absoluter Liebe vereinbaren liesse, das war und bleibt mir fragwürdig. Jedenfalls steckte in der ganzen Sache eine antikommunistische Masche. Aber ich wollte den Betrieb in diesem Tempel eines speziellen Heils einmal selber sehen. «Welch ein Schwindel, welche Heuchelei», dachte ich. Ihre «absolute Liebe» reichte ja nicht einmal aus, um mir für Stunden ein Plätzchen im Keller anzubieten, wo ich mich in meinem Schlafsack – draussen sah es nach Gewitter aus – hätte hinlegen können. Ich bekam einen Zorn, spuckte in die Vorhalle und verliess das Gebäude, um draussen vor dem Eingang noch ein wenig zu warten.

Es kam nochmals einer der Herren und fragte mich, wo ich nun übernachten wollte? Ich antwortete ihm, wahrscheinlich auf einer Wiese. Das tat ich denn auch – und zum Glück regnete es nicht. Am nächsten Morgen begab ich mich wieder vor das Portal, bis die umherpromenierenden Leute auf den Mann aufmerksam wurden, der da mit einem Rucksack vor der Tür stand. Worauf es nicht lange dauerte, bis einer herauskam und versuchte, mich hinwegzukomplimentieren. Ich fügte mich seinem Wunsch, trat einige Meter zurück, um mich auf ein Rasenstück zu setzen und weiter der kommenden oder nicht kommenden Dinge zu harren. Wobei ich beobachtete, wie Leute im Gebäude hinter ihren Fenstern die Vorhänge auseinanderschoben und nach mir blickten, sobald sie aber bemerkten, dass ich sie sah, schnell sich wieder hinter dem Vorhang versteckten. Es war so komisch.

Dann, gegen elf, kamen zwei moralisch Aufgerüstete auf mich zu und boten mir an, mit mir etwas abseits zu einem – wie sie sich ausdrückten – «schönen Aussichtsbänkchen» zu gehen, um dort mit mir zu reden. Ich ging mit und – das war wohl die Absicht – von der Eingangsnähe weg. Wir konnten uns nun dem «Miteinanderreden» widmen. Dann plötzlich begannen sie in *«Stille»* zu machen. Dabei musste man einfach still dasitzen, sich merken, was einem dabei durch den Kopf ging und das von Zeit zu Zeit sagen. Ob ich das nicht auch einmal machen wollte, wurde ich gefragt. Ich hatte nichts dagegen. Also waren wir still. Manchmal fragten sie, was ich dabei gedacht hätte. Doch sie selber offenbarten mir nie, was durch ihre Köpfe ging. Ich meldete, ich hätte ein Bähnchen vorbeifahren hören und mich gefragt, welches Bähnchen das sei und wo es hinfahre, dann wieder Vögel beobachtet und ähnliches mehr. Was sie anscheinend nicht befriedigte. Dann fragten sie mich, ob ich nicht an Frauen denke und was alles ich mit ihnen schon gemacht hätte? Ich sagte erstaunt: «Nein, wieso?» Sie sagten: «Einfach so», und ob ich denn noch nie Geschichten mit Frauen gehabt hätte? Sie bohrten intensiv an diesem Punkt herum, aber ich konnte nicht dienlich sein, denn ich hatte eine relativ saubere Vergangenheit, die mich in Caux oberhalb dem Genfersee an diesem Tag schon gar nicht plagte.

Sie hatten offenbar die Absicht, irgend etwas «Gschämiges» aus mir herausholen zu können, zu welchem Zwecke auch immer, und forderten mich auf, doch ehrlich zu sein. Ein Verhalten, dem auch ohne Rat und Hilfe von Caux ich nachzukommen mich bemühte. Die von der Moralischen Aufrüstung pflegen so eine Art *öffentliches Bekenntnis* abzulegen, welche Übeltäter sie doch gewesen seien. Aber seitdem sie in der Moralischen Aufrüstung seien, hätten sie sich gebessert. Leider hatte ich nichts

derartiges zu bieten. Schliesslich schenkten sie mir eine kleine Broschüre über die M.A. Das war's dann. Die absolute Liebe und Selbstlosigkeit liess sie nicht mal meinen leeren Magen wahrnehmen.

Damit war «Caux» hinter mich gebracht. Und es ging dem zweiten Ziel zu. Das hiess: Richard Katz, der Tierschriftsteller, in Locarno-Monti.

Angenommen, Jesus käme...

Ein Automobilist, Geschäftsreisender, wie sich's herausstellte, hatte Erbarmen mit dem Autostopper am Wegrand. Worauf ich ihn informierte, welch seltsamen Gast mit spinniger Experimentierlust er mit sich führte. Er konnte es kaum fassen, dass jemand so ein Wagnis eingehe, und wollte mir unbedingt zehn Franken geben, die ich aber all seinen Bitten zum Trotz nicht annahm. Doch mein Fall liess ihm keine Ruhe, und er wollte unbedingt etwas für mich tun. Schliesslich akzeptierte ich, dass er mir in einem Hotel, das ich am selben Tag noch erreichen würde, mit telefonischer Voranmeldung das Nachtessen, die Übernachtung und das Morgenessen bezahlte. So war in Vernayaz für meine weitere geldfreie Existenz gesorgt.

Anderntags nahm mich vor Brig ein Herr S. mit, der geschäftlich nach Simplon-Dorf fahren wollte. Ich wusste im Moment noch nicht, ob ich mich über die Route Furka-Gotthard oder über Italien ins Tessin begeben sollte. Ich hatte gehört, in Italien bestehe ein Autostopverbot, weshalb die Befürchtung, mir damit Schwierigkeiten aufzuhalsen, eher den Weg über Schweizergebiet nahelegte. Doch angesichts des Angebots, bis Simplon-Dorf mitgenommen zu werden, überwand ich meine Angst und fuhr mit. Nach einem Zwischenhalt, der mir einen Kaffee mit Gipfeli einbrachte, ging's weiter der Passhöhe zu. Noch bevor diese erreicht war, fragte mich Herr S., ob meine Schriften in Ordnung seien und ich noch nie mit der Polizei zu tun gehabt hätte? Ich antwortete beruhigend, doch, doch, mit den Papieren stimme es, aber ich sei fünf- oder sechsmal *vorbestraft*. Ich merkte, wie er innerlich zusammenzuckte. Worauf ich ihm erzählte, dass es sich um Strafen für Eides-, Militärdienst- und Militärsteuerverweigerungen handle. Da lachte er laut, der Schreck war ihm vom Herzen genommen. Spontan bot er mir an, in seinem Haus in Locarno zu übernachten. Es seien zwar momentan Feriengäste dort, aber das mache nichts. Wenn es mir Spass bereite, könne ich eine ganze Woche dort bleiben, nur müsste ich jeweils vor acht Uhr abends dort sein – aus Rücksicht auf seine Gäste. Ich sei froh, war meine Antwort, eine Nacht von seinem Angebot Gebrauch machen zu können. Doch für weitere Tage lehnte ich dankend ab, da es mir nicht darum ginge, Ferien zu machen, sondern mit unseren Siedlungsplänen weiterzukommen. In Simplon-Dorf spendete er mir noch ein Mittagessen, und wir verabschiedeten uns.

In Italien gab's keinerlei Schwierigkeiten. In Gravellona, wohin mich ein Schweizer Ehepaar mitgenommen hatte, halfen mir Jugendliche beim Umsteigen beziehungsweise Autoanhalten. Mit Motorrad, Döschwo (chauffiert von einem katholischen Pfarrer) und noch einem Auto ging's von einem Land ins andere, nach Locarno, wo ich gegen halb sieben abends eintraf.

Am Bahnhof wollte ich mich telefonisch bei Richard Katz anmelden. Aber wie das machen? Wo ich doch die Dinge regeln wollte, um dann beizeiten in Herrn S.' Wohnung zu sein. Ein Schalterbeamter auf der Post hatte keinerlei Musikgehör, als ich ihm sagte, ich hätte kein Geld, sollte aber unbedingt telefonieren. Darauf versuchte ich es bei einer Dame der Bahnhofmission. Aber auch die wollte die 20 Rappen nicht lockermachen. So ging es denn zu Fuss auf einem kirchlichen Stationenweg gegen Monti hinauf, wo sich das *Kloster Madonna del Sasso* befindet. An den Häuschen des Stationenwegs mit ihren lebensgrossen Figuren vorbeischreitend, fragte ich mich, wo ich wohl diese Nacht verbringen müsste? Etwa hinter solch einem Häuschen? Für die Toten, die Gipsfiguren da, stellen sie Häuschen auf, aber für die lebenden Menschen, die ohne Geld sind,

gibt's in der Regel nichts. Solches und ähnliches ging mir durch den Kopf.

Schliesslich am Gartentor vor Richard Katz' Wohnung angelangt, läutete ich, worauf sein Sekretär eine lange Treppe herunterstieg, um mich abzuwimmeln. Ich könne unmöglich zu Katz. Er habe im Moment viele Leute, die ihn alle sprechen wollten, ich müsste mich unbedingt voranmelden. Er vertröstete mich auf vielleicht morgen. Worauf ich ihn fragte, ob er nicht wenigstens diesen Ferienleuten von Herrn S. telefonieren könnte, damit sie wüssten, dass ich noch kommen würde. Aber der Sekretär wollte mir diesen Gefallen nicht tun. Doch auf einmal tauchte Katz selber auf, der seinen Sekretär suchte. Er kam die Treppe herunter, und wir sprachen miteinander eine Weile und verabredeten uns für den nächsten Morgen. Darauf erklärte ich ihm meine Finanzlage und mein Problem, eine Gratis-Nachtunterkunft zu finden. Er wies mich, anscheinend ohne zu begreifen, zu einer nahegelegenen Jugendherberge.

So versuchte ich, doch noch halbwegs rechtzeitig den angebotenen Übernachtungsort zu erreichen, und ging, Abkürzungen benützend, den Berg hinunter, bis ich auf der Strasse einen *Mönch* sah, der sich dem Kloster Madonna del Sasso näherte. «Ob ich nicht im Kloster übernachten könnte?» fragte ich ihn. Seine Antwort war: «Das Kloster ist nur für uns. Und wenn wir da beginnen würden, Touristen aufzunehmen, wohin würde das führen? Nein, nein, das geht einfach nicht. Für das gibt es Gasthäuser.» Ich erwiderte: «Angenommen, Jesus käme eines schönen oder regnerischen Abends vorbei und würde bei euch anklopfen zum Übernachten, sagtet ihr ihm dann auch, das gehe nicht?» – «Nein, nein, selbstverständlich würden wir ihn schon aufnehmen.» – «Aber», so meine Entgegnung, «in der Bibel heisst es doch: ‹Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.›» Der Mönch wollte das nicht begreifen, und so liess ich ihn in seinem Seelenfrieden, seiner Abgestumpftheit, oder was immer es war, weiterzotteln.

Als ich schliesslich doch noch bei der angebotenen Wohnung ankam, meldete sich niemand. Einen Stock tiefer öffnete ein Ehepaar und erklärte, die Leute oben seien fort, aber sie würden heute wiederkommen. Wie ich mitteile, Herr S. habe mir angeboten, oben übernachten zu können, nimmt das Ehepaar an, ich sei ein Bekannter von S. und bittet mich in ihre Stube, um die Rückkehr der Leute abzuwarten. Beim Warten erzähle ich ein bisschen von mir, frage dann auch, falls Herr S.' Feriengäste heute doch nicht mehr kämen, ob ich dann bei ihnen übernachten könnte. Das wollten sie nicht, aber immerhin führten sie mich, als die Rückkehr auf sich warten liess, in die Garage von Herrn S. Fürs WC, ja, da müsste ich halt die öffentliche Anlage, nicht allzu weit weg von hier, benützen. So richtete ich mich in der Garage ein, hatte mich schon in meinen Schlafsack verkrochen, als ich wieder heraufgeholt wurde, da die Ferienleute doch noch heimgekehrt waren und mir sogar ein Nachtessen zubereiteten.

Das *Gespräch mit Richard Katz* am anderen Tag verlief nicht befriedigend. Ich merkte, dass er resigniert hatte, von den Menschen nicht mehr viel hielt und sich nur noch seinen Tieren und Tiergeschichten widmete. Er wusste somit auch nichts punkto Menschen, die hätten an unserem Siedlungsexperiment mitmachen wollen und können.

Über Nächstenliebe

Damit war der zweite Zielpunkt abgehakt, und es ging weiter, wieder Richtung Deutschschweiz, Deutschland, Österreich. Am selbigen Tag kam ich noch bis Arbedo, wo ich unter einer Brücke nächtigte. Nach drei weiteren Tagesetappen befand ich mich in Süddeutschland, in Mindelheim. Hier versuchte ich mein Nahrungsergatterungsglück an der Pforte eines *Frauenklosters,* wo ich recht unfreundlich empfangen wurde. Es reichte gerade noch zu einem Teller Suppe, aus Resten gepanscht und lieblos serviert in einem verbeulten Blechnapf im unfreundlichen Vorraum.

Jemand hatte mich unterwegs darauf aufmerksam gemacht, dass, wenn ich in

Deutschland auf der Suche nach einem Nachtlager Probleme hätte, ich mich ruhig zur *Polizei* begeben könnte. Das tat ich denn auch, erzählte den Beamten von meinem Experiment und erhielt anstandslos einen Gutschein für eine Übernachtung in einem Gasthaus. Einer der Beamten bat mich, ihm doch später, «innerhalb eines oder zweier Jahre», auf einer Karte mitzuteilen, wie das abgelaufen sei. (Ich erfüllte ihm seinen Wunsch.) Von dieser Möglichkeit machte ich noch weitere zwei, drei Male Gebrauch. Ich konnte entweder auf dem Posten oder in einem Gasthaus übernachten, wobei mir angenehm auffiel, wie freundlich die Polizisten in der Regel waren (im Gegensatz zu CH-Polizeistellen).

Am nächsten Tag, immer noch in Mindelheim und auf Futtersuche, begab ich mich zu einem *Vikar,* der Pfarrer war im Urlaub. Doch erst nach langen Verhandlungen und Diskussionen über die christliche Nächstenliebe liess er mich zu sich ins Haus herein. Er hätte halt kein Brot im Haus, meinte er, als ich etwas von Essen verlauten liess. Aber Streuselkuchen sei da. Davon erhielt ich zwei Stück.

Nachher zog ich nach München weiter. Dort wollte mir jemand Geld geben, damit ich mit dem Tram durch die Stadt fahren könnte, was ich aber nicht annahm. Deswegen hatte ich ziemlich weit durch die Stadt zu marschieren. Es war ein heisser Tag, auf einem Platz sah ich eine Marktfrau, die Früchte feilhielt. Es waren entweder Birnen oder Pfirsiche. Jedenfalls hätte ich gerne eine der Früchte gehabt. Ich fing mit der Frau zu reden an und fragte sie, ob sie mir nicht eine schenke. Was sie ablehnte. *Ihr schenke auch niemand was.* Ich überlegte, ob ich ihr meine Armbanduhr schenken sollte, damit auch sie einmal etwas geschenkt erhielte.

Am selben Tag schaffte ich es noch bis Bad Reichenhall, nahe an der österreichischen Grenze. Ich versuchte dort, beim evangelischen *Pfarrer* zu übernachten, der mich aber nur durch den Türspion beobachtete und nicht ins Haus einliess. Worauf ich mich auf einer Bank in einem Park niederlegte, während die vorbeipromenierenden Kurgäste sich erstaunt äusserten: Das sei ja *wie kurz nach dem Krieg.* Da hätten sie, in Bahnhöfen und anderswo auch auf Bänken und am Boden geschlafen. Ein vorbeigehender Nachtwächter, der sich meiner erbarmte, nahm mich ins Bahnhofhotel mit, spendierte mir vier Semmeln, eine Brezel und ein Mineralwasser. Er gab mir Tips, wie ich am besten zum Autobahnzollamt gelange, wo ich nachts um etwa drei Uhr eintraf. Recht früh am Morgen nahm mich ein Automobilist mit, mit dem ich bis nach Wien hätte mitfahren können. Doch ich wollte nur bis nach Linz.

Hier suchte ich den *Viktor Schauberger* auf, einen freundlichen, älteren Mann, der keinen schlechten Eindruck auf mich machte, aber bei dem nichts Konkretes über seine Entdeckung einer neuen revolutionären Energiequelle zu erfragen oder gar zu sehen war und von der ich bis heute nichts mehr gehört habe. Anschliessend besuchte ich noch *Leo Brandstätter,* den Propagandisten der Schaubergerschen Entdeckung und Verfasser der Schrift «Implosion», die mich nach Linz geführt hatte. Er wohnte in einem grossen Wohnblock am Rand der Stadt. Ein seltsamer Esoteriker und Bring-der-Welt-das-Heil-Guru, der sich recht bald und anscheinend höchst beleidigt meiner entledigte, weil ich es gewagt hatte, leise Kritik anzubringen.

Damit war auch der dritte, für meine Reise ins Auge gefasste Punkt erreicht. Es stellte sich mir die Frage: Was nun? Da erinnerte ich mich, dass ich in der Schweiz einmal eines Schriftstücks bedurft hätte, das ich bei Bernhilde von Bodelschwingh zurückgelassen hatte. Ich wollte ihr damals nicht schreiben, um ihr ein Wühlen in meinen Papieren zu ersparen. Somit entschloss ich mich, da die geldlose Existenz bisher relativ befriedigend verlaufen war, *nach Westfalen* zu reisen und mir das Papier selber zu holen. Auch wenn das bei meiner mir auferlegten Spielregel, den Besuch von Bekannten nach Möglichkeit zu vermeiden, einen Punkt Abzug geben mochte.

(Schluss folgt im nächsten Heft)